

Geflügelte Penisse, polyglotte Inschriften

Ein kurzer »Klappentext«

Das Cover des vorliegenden Bandes zeigt das Blatt einer Tür, die in einem öffentlichen Pissoir im alten Westberlin hing. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, als ich schon in der Pubertät war, gab es in der Stadt viele solcher traditionsreichen Orte, die ich mit meinem Rad umrundete und verstohlen miteinander verglich, geheimnisvoll angezogen von den Bedürfnissen, die dort offenbar befriedigt werden wollten. Man nannte sie leger »Klappen«, wie ich erfuhr, als ich bald auch die aus der Schwulenbewegung heraus geschaffenen neuen Treffpunkte für mich entdeckte und allmählich etwas über »unsere« Geschichte und Kultur zu lernen begann.

Im Innern der Klappen sah es überall so ähnlich aus wie hier, sie waren funktional und in gewisser Weise poetisch zugleich: die glatten Flächen von oben bis unten mit hingekritzelter Kontaktwünschen und hastig gezeichneten Schwanzbildern bedeckt, und manchmal gab es ein unbeholfen herausgeschnitztes Loch zum Durchstecken des Genitals in die Nachbarkabine. Dennoch ist die auf dem Buchtitel gezeigte Klotür – sie stammt übrigens aus der früheren Herrentoilette am Mehringdamm in Berlin-Kreuzberg¹ – etwas Besonderes. Schließlich hat sie es im heutigen Deutschland zu einer gewissen kulturellen Weihe gebracht, da sie ein Prunkstück der zu Recht hochgelobten und vielbesuchten Ausstellung »Homosexualität_en« war, die das Deutsche Historische Museum in Zusammenarbeit mit dem Schwulen Museum 2015 in der Bundeshauptstadt zeigte – und ich danke Letzterem dafür, dass wir die Abbildung für das vorliegende Buch verwenden dürfen.

1 Mail des Schwulen Museums Berlin vom 24.11.2015 an den Verfasser.

Die Begegnung mit diesem Exponat weckte in mir nicht nur mehr oder weniger sentimentale Erinnerungen an mein tastendes »schwules Erwachen« bald 40 Jahre zuvor – immerhin hat es in den Klappen oft ziemlich eklig gerochen –, sondern warf für mich auch beunruhigende Fragen auf. Denn was bedeutete es, wenn ein Abort, der zugleich ein Sehnsuchtsort gewesen war, hier und jetzt so »repräsentativ« vorgeführt werden konnte? Hieß es, dass etwas, was für mein Leben – und für das von Generationen von Schwulen zuvor erst recht – einmal sehr wichtig war, nun als Relikt aus einer endgültig überwundenen Vergangenheit zu gelten hatte – seht, so traurig ging es zu, als »wir« uns noch nicht voll und ganz auf die Forderungen nach gleichberechtigter Ehe samt kirchlichem Segen und Kinderaufzucht sowie Karriere bei der Bundeswehr verlegt hatten? Oder konnte es, umgekehrt, vielleicht sogar ein verlockendes Erinnerungszeichen gegen diese bedrückende Normalisierung sein?

Zwei in Berlin gehaltene wissenschaftliche Vorträge halfen mir in der Folge – weniger, definitive Antworten auf diese Fragen zu finden, als vielmehr das darin implizierte »Entweder-oder« zu verwerfen:

Marc Siegel gab im Juli 2017 auf einem Symposium an der Humboldt-Universität zu den 1970er Jahren als »goldenem Zeitalter« queerer Sexualpolitik in (West-)Deutschland eine *keynote address*. Er erinnerte darin an die Parole »Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen!« aus Rosa von Praunheims öffentlich-rechtlich produziertem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* von 1971, mit dem die Geschichte der zweiten deutschen Schwulenbewegung begann – um dann vom öffentlichen Pissoir her deren queere Gegengeschichte zu umreißen. Er schlug vor, die mit diesem Ort verbundene *queer culture* als eine Form des Widerstands nicht nur *vor* der »Schwulenzulassung«, sondern auch *während* der Zeit, als diese zur »Erfolgsgeschichte« wurde, zu verstehen. Dem in Praunheims Film geäußerten Vorwurf, die »Pissbudenschwulen« reduzierten Schwulsein auf Sex, entgegnete

er, umgekehrt würde die Politik schwuler »Sichtbarkeit« und »Identität« jedweden mann-männlichen Sex auf ein festgelegtes Konzept von Schwulsein einengen.²

Und mein bester Freund Heinz-Jürgen Voß, gemeinsam mit Zülfukar Çetin Autor des Bandes *Schwule Sichtbarkeit – schwule Identität. Kritische Perspektiven* (2016), hielt im Schwulen Museum im Januar 2018 den Vortrag »Auf der Suche nach einer verrufenen Klappe ...« Von Klappen und heutigem queeren Widerstand«, in dem er seinerseits auf Siegel einging und den Gleichklang verstärkter polizeilicher Repression gegen die althergebrachte queere Kultur mit der zunehmenden gesellschaftlichen und staatlichen Anerkennung »schwuler Identität« im Sinn von »Ehe (und Kinder) für alle« herausarbeitete.³ Dabei nahm er im Titel die Worte auf, die Guy Hocquenghem am Anfang seines gemeinsam mit Lionel Soukaz 1979 gedrehten Episodenfilms *Race d'Ep* über »ein Jahrhundert von Bildern der Homosexualität« aus dem Off spricht (vgl. Hocquenghem, 2018 [1979], S. 29). Die Auseinandersetzung über »Respektabilität« versus Verworfenheit »der« Schwulen (vgl. Hocquenghem, 2018 [1976]) scheint demnach so alt zu sein wie die Erfindung dieser »Spezies« selbst.

Es geht für mich also darum, diese Ambivalenz auszuhalten. Die Klappe steht für eine ältere schwule Lebensweise, deren Reste ich noch mitbekommen durfte – und deren Untergang in einer Gesellschaft, in der »jeder nur noch in seiner Klasse fickt«, wie es Hocquenghem vorhersah (vgl. ebd., S. 104) und wie es heute durch Grindr und Co. erreicht zu sein scheint, mich

- 2 Vortrag *Queers Give Me Pause* von Prof. Dr. Marc Siegel im Rahmen des Symposiums »A Golden Age for Queer Sexual Politics? Lesbian and Gay Literature and Film in 1970s Germany« im Festsaal der Berliner Humboldt Graduate School am 21.7.2017; nach privater Mitschrift.
- 3 Vortrag »Auf der Suche nach einer verrufenen Klappe ...« Von Klappen und heutigem queeren Widerstand« von Prof. Dr. Heinz-Jürgen Voß im Schwulen Museum Berlin am 25.1.2018; nach privater Mitschrift.

traurig macht. Dabei weiß ich natürlich – und weiß es auch zu schätzen –, dass ich mich relativ frei entfalten durfte und darf – was allerdings nicht von der zweiten deutschen Schwulenzbewegung unter großen Opfern »erkämpft« werden musste wie etwa in den USA, sondern in der sozialliberalen Modernisierung des Kapitalismus in der Bundesrepublik ohnehin vorgesehen war.

Von diesen Überlegungen her habe ich mir eine Reihe meiner Aufsätze aus den letzten zehn Jahren noch einmal genau angeschaut und lege Ihnen und euch einige davon hier – überarbeitet, wo es nötig war, und erweitert, wo es mir sinnvoll schien – in einem Auswahlband vor. Ausgangspunkt sind dabei für mich drei Schriftsteller, die ich zum Teil schon lese, seit ich vor Jahrzehnten als Teenager auf meinem Rad um westberliner Bedürfnisanstalten kurvte. Hubert Fichtes Roman *Detlevs Imitationen »Grünsparn«* (1979 [1971]), mit der Vision von der allgemeinen »Verschwulung«, gab mir seinerzeit – noch in der gebundenen Ausgabe – eine wohlmeinende Deutschlehrerin, und auf Jean Genets RoRoRo-Band *Notre-Dame-des-Fleurs* (1975 [1943/1944]) stieß ich im linken Buchladen meines Vertrauens; Juan Goytisolo, der mir so wichtig werden sollte, entdeckte ich dagegen erst in den 1980er Jahren in Paris. Alle drei sind auf je eigene Weise »klappenaffin«:

So wählt Genets ebenso schöner wie skrupelloser Seemann Querelle, als er minutiös den Raubüberfall auf seinen Schiffsoffizier Seblon, der ihn heimlich liebt, durch den wegen Mordes gesuchten Bauarbeiter Gil plant, um Letzteren bei dieser Gelegenheit der Polizei auszuliefern, nicht zufällig ein bestimmtes »kleines Pissoir« in Bahnhofsnähe als Tatort. Vielmehr kann er davon ausgehen, »der Leutnant würde sicherlich hier vorbeikommen« (Genet, 2011 [1947], S. 183). Im Roman von 1947 bedarf dieses Detail keiner weiteren Erläuterung, sondern der Schauplatz der Travestie – Gil tritt als Matrose verkleidet auf – wird ganz beiläufig mitgeteilt und erscheint auf Anhieb einleuchtend. Folgerichtig zeigt Rainer Werner Fassbinder 1982 in der filmischen Übersetzung des *Querelle* in die kulturellen »schwulen« Codes seiner Zeit – die sich hier mit meiner Jugend

überschneidet –, in einer neonblau wie eine alte westberliner New-Wave-Bar ausgeleuchteten kurzen Sequenz Seblon, nach seiner wahren Liebe schmachtend, als gewohnheitsmäßigen Besucher von Bahnhofstoiletten.

Goytisolo wiederum lässt eine Schlüsselszene seines Meisterwerks *Rückforderung des Conde don Julián* aus dem Jahr 1970 in einem »altmodischen« Urinal in Tanger stattfinden. Dort wird der Erzähler konfrontiert mit der

»fragwürdigen Feuchtigkeit, die den Gang entlangrinnt und die schmutzigen Wände abblättern lässt, die mit Zeichnungen verziert sind: geflügelte Penisse, männliche Kugeln, phallische Artillerie: Bastionen, die sich plötzlich ergeben, freundliche, aufnahmebereite Tabernakel: dazu, wie auch nicht?, polyglotte Inschriften: [...] nächtliche Bitten, heimliche Gebete, von eiliger, verstohlener Hand hingekritzelt: mit Bleistift, Feder, Kugelschreiber oder Messer: [...] sie wiederholen sich, sind, unabhängig von Klima und geographischer Breite, immer die gleichen in diesen unentbehrlichen Tempeln, die der Meditation und Sammlung so günstig sind« (Goytisolo, 1986 [1970], S. 56).

Getroffen vom Strahl des Wassers, das er abschlägt, erscheint ihm unvermittelt sein missbrauchtes, klägliches, unterwürfiges Ich aus Kindertagen unter der faschistischen Diktatur, an dem er im Lauf des Romans gewissermaßen lustvoll Suizid begehen wird, denn »seine Vernichtung muß begleitet sein von den erlesensten Foltern« (ebd., S. 196) – um, das ist die Pointe, durch seine literarische Imagination ein freier Mensch und damit auch politisch selbstbestimmt handlungsfähig zu werden.

Fichte schließlich hat diese Orte, so wie ich sie seinerzeit noch kennengelernt habe, lebenslang erkundet und ihre Veränderungen in seinen Notizen seismografisch genau festgehalten, sei es am Hamburger Hauptbahnhof, am westberliner Bahnhof Zoo oder sonst wo in der Welt (vgl. Braun, 2005, S. 279f.). Es wäre aus meiner Sicht wünschenswert, diesen heute leider viel

zu wenig gelesenen und viel zu oft berauten Autor endlich aus der Perspektive der informierten Zeitgenossenschaft, die er selbst einnahm und die keine Berührungsängste gegenüber populären Medien kannte, wiederzuentdecken statt ihn durch immer esoterischer anmutende Dissertationsthemen – und deren immer geschraubtere akademische »Erledigung« – dauerhaft im germanistischen Elfenbeinturm wegzusperren.

Ich konnte Ende 2010/Anfang 2011 eine kleine »Serie« über Jean Genet, Juan Goytisolo und Hubert Fichte in der wunderbaren Zeitschrift *Rosige Zeiten* veröffentlichen. Diese Aufsätze, die die »Urform« der hier versammelten ersten drei Beiträge bilden, und vor allem die dafür nötige Relektüre der »behandelten« Autoren stellten für mich eine Art Zäsur dar.

Ich hatte mich bis dahin, ab dem Beginn der Nullerjahre, in der damaligen PDS und ihrer »Bundesarbeitsgemeinschaft queer«, engagiert und war danach, bis Ende 2010, als einer von wenigen Weißen in der Berliner queermigrantischen Selbstorganisation GLADT e. V., deren Mitglied ich auch heute noch bin, sehr aktiv. Nun – bevor ich mich gemeinsam mit Heinz-Jürgen Voß und anderen an theoretische Arbeiten machen konnte –, war es an der Zeit, meine Position als schon etwas älterer cis weißer Schwuler zu beschreiben und zu definieren. Das tat ich dann 2011 auf Einladung von GLADT-Mitbegründer Koray Yılmaz-Günay im Eröffnungssessay zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre »Muslime versus Schwule«*. *Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001*. Und für den Titel des Beitrags, der im vorliegenden Buch auch in der schönen englischen Übersetzung von Christopher M. Sweetapple wiedergegeben wird, zitierte ich Hubert Fichte, der die später Vergessenen vom Anfang der AIDS-Krise in Westberlin erwähnt hatte und ihnen Namen gab, die zwar nicht so klangen wie »unsere«, aber mich an Menschen erinnerten, die ich damals sterben sah.

Das Andenken an sie bleibt mir Verpflichtung – und ebenso das an die US-amerikanischen »dissenters«, die mich in

meinem schwulen Leben »erzogen« haben. Es waren zunächst vor allem trans* Menschen: PJ, mit der _dem ich 1982/83 in einer WG in Berlin-Schöneberg zusammenlebte und die _der als eine _r der Ersten in Deutschland mit dem damals noch so genannten »Schwulenkrebs« diagnostiziert wurde, ihre _seine beste Freundin Tara O' Hara, bekannt aus Praunheims Film *City of Lost Souls – Stadt der verlorenen Seelen* (1983), die ich später noch oft nachts im Metropol-Café am Schöneberger Nollendorplatz treffen sollte, bis man sie, nicht weit entfernt, in der Damentoilette eines Clubs in der Potsdamer Straße ins tödliche Koma prügelte, und Jayne County, die Stonewall-Veteranin, die beide in ihrem wundervollen Erinnerungsbuch *Man Enough to Be a Woman* verewigt hat (County, 1995). Und dann natürlich vor allem der New Yorker Romanist Richard Gardner (1952–2012), der in den 1970ern unter anderem an der legendären »SchizoCulture«-Ausgabe des Magazins *Semiotext(e)* mitgewirkt hatte, der die »French Theory« in den USA durchzusetzen half und mit dem ich seit Mitte 1985 mehr als ein Jahrzehnt lang mein Leben teilte. Heute vertritt am authentischsten mein Freund Christopher M. Sweetapple diese ebenso kritisch-wache wie lebenslustige Tradition von »American expats« in Berlin. Nach all dem, was ich von diesen Menschen lernen durfte, bestürzt mich die Feindseligkeit, mit der Queer Theory, Rassismuskritik und intersektionalen Ansätzen heute in Deutschland gerade auch aus der »Community« heraus begegnet wird, und ich hoffe, mit dem vorliegenden Buch klarmachen zu können, dass es da, aus einem ganz und gar »schwulen« Erleben heraus, eigentlich keine Probleme geben sollte.

Es trägt den Untertitel »Schwules Leben – schwule Literatur«, aber es ist natürlich keine Autobiografie. Von mir habe ich hier bewusst nur so viel preisgegeben, wie ich nötig finde, damit Sie und ihr das in den Aufsätzen gelegentlich genannte »Ich« situieren könnt. Ansonsten mögen bitte alle das ihnen bestmögliche Leben leben und sich dazu von der hier vorgeschlagenen Literatur inspirieren lassen.

